

Das Heil ist von den Juden

Johannes 4, 19-26

Arbeitshilfe zum Israelsonntag 2013

4. August 2013

Kirche und Judentum





Hauskirchlicher Dienste

Das Heil ist von den Juden

Johannes 4, 19-26

Arbeitshilfe zum Israelsonntag 2013

Texte 29

Herausgeber: Haus kirchlicher Dienste der
Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers

Verantwortlich: Barbara Eberhardt, Volker Haarmann,
Prof. Dr. Ursula Rudnick (Kirche und Judentum) (v.i.S.d.P.)

Hausanschrift: Archivstraße 3, 30169 Hannover

Postanschrift: Postfach 265, 30002 Hannover

Fon: 0511 1241-434 **Fax:** 0511 1241-499

E-Mail: rudnick@kirchliche-dienste.de

Internet: www.kirchliche-dienste.de

Ausgabe: 2013

Artikelnummer: 583330

Volker Haarmann, Ursula Rudnick

Johannes 4,19-26

Das Heil ist von den Juden



Arbeitshilfe zum Israelsonntag 2013

10. Sonntag nach Trinitatis – 4. August

Inhaltsverzeichnis

Vorwort.....	3
Eine Auslegung aus jüdischer Sicht <i>Shmuel Herr</i>	5
Eine Auslegung aus christlicher Sicht <i>Jochen Denker</i>	10
Brunnengeschichten als Orientierungshilfen <i>Johannes Wachowski</i>	19
Lesepredigt <i>Sylvia Bukowski</i>	22
Eine liturgische Gestaltung <i>Ursula Rudnick</i>	25
Impuls für die Arbeit mit Jugendlichen <i>Sabine Maurer</i>	27
Impuls für die Arbeit mit Erwachsenen in der Gemeinde <i>Sabine Maurer</i>	34
Impuls für die Arbeit mit Erwachsenen in der Gemeinde <i>Hans-Jürgen Müller</i>	36
Zum Israelsonntag <i>Barbara Eberhardt</i>	39
Die Autoren/Autorinnen	40

Impressum:
Herausgegeben von
Volker Haarmann
und
Ursula Rudnick
im Auftrag von
Begegnung von
Christen und
Juden in Bayern
(BCJ.Bayern),
der Evangelischen
Kirche im
Rheinland und
der Evangelisch-
Lutherischen
Landeskirche
Hannovers,
München,
Düsseldorf,
Hannover: 2013
Satz und Layout:
Kerstin Dominika
Urban
Druck: Druckerei
Conrad, Nürnberg

Titelbild: David Freund. Begegnung am Brunnen, 2013

Liebe Leserin, lieber Leser,

„Das Heil ist von den Juden“, so steht es in dem für den diesjährigen Israelsonntag vorgeschlagenen Predigttext Joh 4,19–26. Im Griechischen heißt es dabei nicht, wie oft übersetzt wird, das Heil „kommt“ von den Juden. So formuliert, könnte man die Aussage als bloße Herkunftsangabe missverstehen. Als ob das Heil einmal von den Juden gekommen wäre, nun aber woanders läge. Nein, die Aussage im Predigttext ist eine andere: Das Heil „ist“ von den Juden, sagt Jesus. Nicht nur seiner Herkunft nach, sondern als bleibende Qualifizierung (Vgl. F. Mußner, Traktat über die Juden, München [1997] 2009, 49 ff.). Was dies für uns als Christinnen und Christen bedeutet, dem wollen wir mit dieser Arbeitshilfe nachspüren.

Das Titelblatt unserer diesjährigen Arbeitshilfe zeigt eine grafische Arbeit des südafrikanischen, jüdischen Künstlers David Freund, die er eigens für den Israelsonntag 2013 anfertigte. Diese grafische Arbeit ist (s)eine Respona auf Joh. 4. Respona – das heißt, seine individuelle und subjektive Antwort auf seine Lektüre des Textes.

Hier ist kein predigender Jesus zu sehen, auch kein deutender Zeigefinger, wie er sich auf einer Reihe von Bildern, die diese Szene darstellen, findet. Hier begegnen sich nicht ein Messias und eine marginalisierte Frau, sondern zwei Menschen auf Augenhöhe, ein Mann und eine Frau, deren Äußeres sich kaum unterscheidet. Beide tragen ähnliche Kleidung, Körper und Kopf sind jeweils bedeckt. Die Farben ihrer Kleidung sind identisch: orange, hellblau und ein wenig rosa.

Der Blick des Betrachtenden fällt zunächst auf die Gestalt der Frau. Es ist nicht ganz deutlich, worauf sich ihr Blick richtet. Auf Jesus, auf die Betrachter/in des Bildes oder gar auf beide? Sie blickt ernst, wie auch Jesus, dessen Gestalt nur von der Seite zu sehen ist. Zwischen ihnen stehen Krüge mit Wasser. Das Wasser ist in Bewegung, Wellen fließen über den Rand des einen Kruges, bilden das dynamische Element des Bildes. Gleichsam im Mittelpunkt des Bildes befindet sich ein großer roter Kreis: eine Sonne? Steht sie für den tiefen Austausch zwischen Jesus und der Frau, für den Augenblick der Wahrheit, der Erkenntnis, die das ganze Sein umfasst? Die Bögen am oberen Bildrand – sie erinnern an eine Mandorla – wobei hier nicht allein Jesus von einer Mandorla umgeben ist, schaffen einen Raum, der sie beide umfasst und sie einhüllt. Der Raum, die Dynamik des Wassers und der intensiv leuchtende rote Ball schaffen vor

allem die Verbindung zwischen ihnen und bringen Aspekte ihrer Begegnung zum Ausdruck.

Die Begegnung von Jüdinnen und Christinnen/Juden und Christen ist David Freund eine Herzensangelegenheit. Er schreibt über seine Ziele: "To explore and promote dialogue, mutual understanding and appreciation between the Jewish and Christian religions. As I recall this has been important to me ever since my school years. This was mentioned in a school report when I was eleven years, 'that David was steeped in his Jewish Religion and was also extremely interested in the Christian faith.'" Dieses Engagement fand und findet Ausdruck als Leiter des Kunst-Workshops der Internationalen Jüdisch-Christlichen Bibelwoche in Ohrbeck. Zugleich ist er in der jüdischen Gemeinschaft aktiv: Mehr als 15 Jahre besuchte er regelmäßig die Kurse von Rabbiner Dr. Louis Jacobs.

Die Arbeitshilfe enthält auch in diesem Jahr zahlreiche Anregungen zur Vorbereitung und Gestaltung des Gottesdienstes. Darüber hinaus finden Sie zwei Entwürfe für die Arbeit mit Erwachsenen und einen für Arbeit mit Jugendlichen. Die Abbildungen dieser Arbeitshilfe können Sie im Netz in der Rubrik Kirche und Judentum unter www.kirchliche-dienste.de finden.

Wir freuen uns, wenn Sie uns Ihre Erfahrungen mit der Arbeitshilfe mitteilen.

Volker Haarmann

Ursula Rudnick

Eine Auslegung aus jüdisch–israelischer Sicht

Die meisten der Leserinnen und Leser, die diesen Text des Johannes–Evangeliums über die Begegnung Jesu mit der Frau in Samaria lesen, verstehen diese Worte sicherlich als Prophetie: Eine wunderbare Erzählung über ein Treffen zwischen einem Juden und einer samaritanischen Frau, die in ihrer Loyalität zwischen dem Tempel auf dem Berg Garizim und dem Tempel in Jerusalem hin– und herschwankt. Und, siehe da, der Jude antwortet der Frau, dass der jüdische Tempel zwar wichtig sei, dass er aber eine Zeit vor Augen habe, in der dieser Streit zweier Heiligtümer überwunden sein werde, da die wahrhaft gottesfürchtigen Menschen dann „Gott im Geist und in der Wahrheit anbeten werden.“ (Joh 4,23)

Und in der Tat, diese Zeit kam schon sehr bald. Die Leser unseres Textes im Mittelalter konnten gar nicht anders, als sich über die Realisierung zu freuen: Sie sahen zwei Völker, die in der Geschichte scheinbar untergegangen waren: Das eine Volk, die Samaritaner, bereits fast vollständig verschwunden und das zweite Volk, die Juden, ein verfluchtes und ein verachtetes Volk, dessen Land verwüstet war und dessen Tempel zerstört lag und das selbst in die Zerstreung in die christlichen Länder geführt wurde – Länder, in denen die Christen ihren Sieg feierten, „im Geist und in der Wahrheit“. Für diese Leser stand nicht mehr zur Frage, ob man für den wahren Gottesdienst einen Tempel braucht oder ob Gott nur im Geist anzubeten sei. Der Schwerpunkt der Geschichte lag vielmehr auf dem Sieg des Christentums über das Judentum.

Es ist nun nicht einfach, über solch einen Text aus einer dezidiert jüdischen Perspektive schreiben zu sollen. Nicht nur, dass es bisher keine solche jüdische Lektüre des Textes gegeben hat – bis in unsere Zeit wird das Neue Testament vielmehr in den jüdischen Gemeinden als ein ketzerisches Buch betrachtet, dessen Erkundung man sich bestenfalls auf dem Weg einer scharfen Polemik annähert. In den akademischen Fakultäten in Israel herrscht natürlich ein anderer Zugang, aber hier handelt es sich eben um eine rein wissenschaftliche Zugangsweise, die sich vom Text und von seinen Werten distanziert und sich dem Text gleichsam objektiv annähert. Eine jüdische Hermeneutik des Neuen Testaments, die aus einer

echten Verbundenheit und aus dem Versuch der Begegnung zwischen den Religionen heraus erwächst, ist bis heute eine extreme Seltenheit. Weiterhin lässt heute aber auch die Rückkehr des jüdischen Volkes in sein Land Israel den Text in einem anderen Licht erscheinen. Wie nähert man sich dem Text als moderner Jude und als moderner Israeli? Nachfolgende Überlegungen stellen also den Versuch dar, sich dem Text vom Standpunkt eines orthodoxen, die Gebote einhaltenden Juden aus zu nähern, der im modernen Staat Israel lebt. Es muss betont werden, dass damit keinesfalls der Anspruch verbunden sein kann, einen allgemeinen Zugang zum Text für „die Juden“ oder für „das Judentum“ vorzulegen.

Die Erzählung von der Begegnung Jesus mit der samaritanischen Frau überrascht gerade auch im Kontext der anderen Jesus-Erzählungen im Neuen Testament. Die Erzählung erinnert an die Begegnung Jesu mit der kanaänäischen Frau in der Gegend von Sidon. Dort hatte Jesus gesagt: „Ich bin nur gesandt zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel.“ (Mt 15,24) Letzten Endes heilte Jesus dennoch die Tochter der Frau, weil er überzeugt worden war, dass man auch den Hunden einige Krumen vom Tisch zuwerfen müsse.

Jesu erste Aussage gegenüber seinen Jüngern lautete im 10. Kapitel des Matthäusevangeliums ganz ähnlich: „Geht nicht den Weg zu den Heiden und zieht in keine Stadt der Samariter, sondern geht hin zu den verlorenen Schafen aus dem Hause Israel.“ (Mt 10,5 f.)

Es stellt demnach zunächst eine große Überraschung dar, dass wir Jesus selber hier in einer samaritanischen Stadt begegnen. Und in der Tat wurde viel über den Text gerätselt, vor allem über seine Komposition und ganz besonders über die Worte „Das Heil ist von den Juden“ (Joh 4,22). Bultmann schlug vor, diese Worte zu tilgen, da sie ganz offensichtlich nicht mit den Verhältnisbestimmungen gegenüber den Juden in anderen Texten des Johannesevangeliums in Einklang zu bringen seien. Andere hingegen bekräftigen genau diese Worte aus Joh 4, weil sie meinen, dass Jesus darin zum Ausdruck bringt, dass das Judentum die ältere Schwester des Christentums sei. Wie schon David Flusser gezeigt hat, kann man diese Worte aber nur aus ihrem Kontext im jüdisch-samaritanischen Konflikt heraus verstehen. Wir können ihnen keine allgemeine Bedeutung zumessen, die etwas über das Verhältnis zwischen Judentum und Christentum aussagen könnte. Als religiöser Mensch ist man gehalten, sich mit

zahlreichen Aspekten der eigenen Tradition auseinanderzusetzen – und nur selten gibt es einfache Antworten. Nun besteht unser Anliegen hier nicht darin, den vorliegenden Text in einzelne mögliche Schichtungen zu zerlegen, sondern den Text so zu interpretieren, wie er uns vorliegt. Und in der uns vorliegenden Form setzt sich der Text mit zwei der größten Fragen auseinander, die sich dem Judentum stellen: mit der Bedeutung Jerusalems und mit der Bedeutung der Erwählung des Volkes Israel.

Der Auszug Jesu von Jerusalem nach Samaria muss uns an den Auszug eines anderen Juden aus Jerusalem erinnern, der ungefähr zwei Generationen später stattfand, der Auszug von Jochanan ben Sakkai von Jerusalem nach Javne: Jerusalem stand damals kurz vor seiner Zerstörung und die Römer belagerten die Stadt von allen Seiten. In der Stadt tobten die Zeloten und versprachen, dass im letzten Augenblick Gott die Rettung bringen werde und dass der Sieg gewiss sei. In dieser Situation flüchtete ein Weiser aus der Stadt, Jochanan ben Sakkai. Seine Schüler trugen ihn versteckt in einem Sarg aus Jerusalem. Er begab sich zum römischen Kaiser Vespasian. Einer bekannten Legende zufolge bat er ihn nicht darum, Jerusalem zu verschonen, sondern erbat von ihm „Javne und seine Weisen“. Er bat ihn um einen Ort, an dem er mit seinen Schülern fortfahren könne, Tora zu lernen. Für Jochanan ben Sakkai war das Studium der Tora wichtiger als Jerusalem und der Tempel.

In einer anderen bekannten Legende aus dem Midrasch Avot de'Rabbi Natan heißt es: „Einmal zog R. Jochanan ben Sakkai aus Jerusalem aus und R. Joshua zog ihm nach. Als er den Tempel zerstört liegen sah, rief R. Joshua aus: Wehe uns, wenn der Ort zerstört liegt, an dem Israel Versöhnung für seine Sünden empfängt. Da antwortete er [R. Jochanan ben Sakkai] ihm: Sorge dich nicht, mein Sohn. Wir haben eine andere Quelle der Versöhnung, nämlich Taten der Nächstenliebe, wie es heißt: ‚Ich habe Gefallen an Gemeinschaftstreue und nicht am Opfer.‘“ (Hos 6,6) Jochanan ben Sakkai ist der Ansicht, dass es keine Notwendigkeit mehr für den Tempel gibt, da es etwas Größeres für uns gibt: nämlich Gutes zu tun. Stimmen diese Worte nicht mit den Worten Jesu überein? Wenn man die Worte Jesu vor diesem Hintergrund liest, so findet sich in ihnen keine Kritik des Judentums von außen, sondern hier spiegelt sich eine innerjüdische Auseinandersetzung wider, an der sich auch andere Gelehrte seines Volkes in jener Zeit beteiligten: Man braucht Jerusalem nicht mehr, um

Gott zu dienen. Wir haben das Tora-Studium und die Taten der Nächstenliebe – sie sind wichtiger als der Tempel. Vielleicht ist gerade nach der Zerstörung des Tempels schließlich die Möglichkeit entstanden, Gott „im Geist und in der Wahrheit“ zu dienen.

Aber was können wir heute als Juden in Israel dazu sagen? Sind wir nicht von Javne aus zurückgeflohen nach Jerusalem? Haben wir nicht heutzutage das Paradigma des Geistes wieder in ein Paradigma des Landes umgewandelt?

Das bleibt eine schwierige Frage. Ich schreibe diese Worte in den Räumen der jüdischen Nationalbibliothek in Jerusalem. Ich trete für einen Moment in die Eingangshalle und sehe das wunderbare Glasfenster von Mordechai Ardon, in dessen Zentrum die Jesaja-Rolle aus Qumran zu sehen ist mit den Versen aus Jesaja 2,2–5: „Es wird zur letzten Zeit der Berg, da des HERRN Haus ist, fest stehen, höher als alle Berge und über alle Hügel erhaben, und alle Heiden werden herzulaufen, und viele Völker werden hingehen und sagen: Kommt, lasst uns auf den Berg des HERRN gehen, zum Hause des Gottes Jakobs, dass er uns lehre seine Wege und wir wandeln auf seinen Steigen! Denn von Zion wird Weisung ausgehen und des HERRN Wort von Jerusalem. Und er wird richten unter den Heiden und zurechtweisen viele Völker. Da werden sie ihre Schwerter zu Pflugscharen und ihre Spieße zu Sicheln machen. Denn es wird kein Volk



Fenster von Mordechai Ardon in der jüdischen Nationalbibliothek in Jerusalem (Quelle: Wikimedia Commons)

wider das andere das Schwert erheben, und sie werden hinfort nicht mehr lernen, Krieg zu führen. Kommt nun, ihr vom Hause Jakob, lasst uns wandeln im Licht des HERRN!"

Jesaja sieht vor seinen geistigen Augen ein anderes Jerusalem. Ein Jerusalem, das gerade keine Nationalstaatlichkeit repräsentiert. Ein Jerusalem, das für viele Völker offensteht. Ein Jerusalem, das eine Botschaft des Friedens und der Liebe zwischen den Völkern ausbreitet.

In einem mittelalterlichen Midrasch (Pitron Tora, 307) blickt der Ausleger auf Dtn 33,12, wo es heißt „Und über Benjamin sprach er: Der Geliebte des HERRN wird sicher wohnen; allezeit wird Er die Hand über ihm halten und wird zwischen seinen Höhen wohnen.“ Der Ausleger deutet die Worte „allzeit wird Er die Hand über ihm halten“ so, dass die Schechina (die Gegenwart Gottes) im Erbteil Benjamins bleiben wird (denn der Tempel lag ja im Erbteil Benjamins), und zwar „allezeit“, d. h. immer, bis zur Ankunft des Messias. Der Ausleger fragt sich dann allerdings, wie man so etwas sagen könne, da doch der Tempel zerstört wurde und der Tempelberg gar nicht mehr in Israels Verfügung steht, und er antwortet und schreibt: „Auch am heutigen Tag haben jene Menschen, in deren Hand der Tempelberg jetzt ist, ihn zu einem Ort des Gottesdienstes gemacht, zu einem auserwählten, ausgezeichneten und würdevollen Ort. Dort ehren Sie den einen Gott, der Himmel und Erde geschaffen hat.“ Die Botschaft dieses mittelalterlichen Midrasch lautet demnach: Die prophetische Vision ist in der Tat realisiert, und die Muslime, die heute den Tempelberg in ihrer Obhut haben, haben dort ein würdevolles Haus errichtet und dienen dort Gott. Und sie werden mit diesem Gottesdienst fortfahren, bis der Lehrer der Gerechtigkeit, der Messias, kommt.

Gerade der komplizierte Zustand, der sich über 2000 Jahre in Jerusalem herausgebildet hat, bietet uns also eine Möglichkeit, die große prophetische Vision des Jesaja zu verwirklichen. Das ist die Vision, die sowohl Jesus als auch Jochanan ben Sakkai angestrebt haben.

Oder, um es mit den Worten Jesu aus Joh 4,23 auszudrücken: „Aber es kommt die Zeit und ist schon jetzt, in der die wahren Anbeter den Vater anbeten werden im Geist und in der Wahrheit.“ – Ja, diese Stunde ist jetzt und wir können nur hoffen, dass wir sie nicht verspielen werden.

(Übersetzung aus dem Hebräischen: Volker Haarmann)

Eine Auslegung aus christlicher Sicht

Das Johannesevangelium als judenchristliches Zeugnis von Jesus, dem Messias

Hermeneutische Vorüberlegungen

Das Johannesevangelium (JohEv) gilt als das „theologischste“ Evangelium. Viele der dogmengeschichtlich zentralen Aussagen, von der „Inkarnationslehre“ bis zur „Zwei-Naturen-Lehre“ berufen sich in besonderer Weise auf das JohEv. Die Dogmen des 3. und 4. Jahrhunderts wirken so als unmittelbare Auslegung des johanneischen Christuszeugnisses.

Darüber hinaus gilt das JohEv als das dem Judentum gegenüber kritischste und über seine sogenannten „Antijudaismen“ – mit dem Vorwurf der „Teufelskindschaft“ (Joh 8,44) voran – wurde viel diskutiert.

In jüngerer Zeit ist aber darauf hingewiesen worden, dass das JohEv sein Zeugnis von Jesus Christus in auffallender Weise auf dem Hintergrund und aus der Mitte jüdischen Redens und Denkens gibt.

Die Rede von der „Fleischwerdung des Wortes Gottes“ wurde eingebettet in die jüdische „Einwohnungs-Theologie“, die davon spricht, dass Gott seinen „Namen“ im Tempel oder in seinem Volk wohnen lässt. So spricht auch Joh 1,14b davon, dass das Wort des Gottes Israels „Fleisch“ wurde und „unter uns“ „zeltete/wohnte“.

Wird das JohEv als judenchristliches Zeugnis verstanden und weniger von der späteren heidenchristlichen Dogmengeschichte her, liest es sich auffallend anders.

Auch die sogenannten „Antijudaismen des JohEv“ erscheinen so in einem anderen Licht. Sie spiegeln dann eine heftige innerjüdische Auseinandersetzung wider und ein Ringen um die rechte Auslegung der jüdischen Bibel angesichts der Gegenwart Jesu, der als Messias bekannt wird.

Hermeneutisch hat das weitreichende Konsequenzen, denn wenn zwei das Gleiche sagen, ist es noch nicht dasselbe. Innerjüdische Kritik – wir finden sie ausgeprägt schon bei den Propheten der hebräischen Bibel – ist etwas anderes als heidnischer (auch heidenchristlicher) Antijudaismus.

Auch theologische hat diese hermeneutische Entscheidung Auswirkung. Sie macht es notwendig, die heidenchristlich verantworteten christologischen Aussagen unserer Bekenntnisse und Dogmen, die sich auf das JohEv berufen, daraufhin zu befragen, inwieweit sie judenchristlich denkbar sind. Sind die judenchristlichen Zeugnisse des Neuen Testaments die

Quelle der später in anderen Kontexten formulierten Dogmen, so muss eine nachvollziehbare Verbindung beider hergestellt werden können. Und im Zweifel steht dann das biblische Zeugnis über seiner dogmatischen Auslegung.

Gespräch am Brunnen – Imaginationen

„Unsere“ Perikope ist Teil eines langen Gesprächs Jesu mit einer samaritanischen Frau (Joh 4,3–42). Die ganze Szene sollte im Blick sein, um den kleinen Ausschnitt, der als Predigttext vorliegt, richtig einzuordnen, zumal die Abgrenzung der Perikope nach vorn eher unvermittelt gewählt ist. Die Begegnung zwischen Jesus und der Samaritanerin am Jakobsbrunnen findet in der Mittagshitze statt (V.6). Die samaritanische Frau nutzt diesen Zeitpunkt, um allein am Brunnen zu sein. Der Grund dafür könnte in ihrer Biografie liegen, die alles andere als „glatt“ läuft. Fünf Männer hat sie gehabt und der, mit dem sie nun zusammen ist, ist nicht ihr Mann (V.18). Wir erfahren nicht, ob sie selbst auf der Suche nach Leben von einem Mann zum anderen ging oder ob sie (wohl wahrscheinlicher) von ihren Männern verlassen wurde. Wie auch immer: ihr Leben läuft nicht „wie es sich gehört“ und das macht einsam. Sie will sich den vorwurfsvollen oder mitleidigen Blicken und nervenden Fragen nicht aussetzen und geht in der Mittagshitze Wasser holen.

Da trifft sie Jesus am Brunnen, den sie – vermutlich an der Kleidung – als Juden erkennt (V.9). Eine unangenehme Situation für sie. Allein mit einem fremden Mann – und dann auch noch einem Juden.

Das schlechte Verhältnis von Juden und Samaritanern ist bekannt. Obgleich aus einer Wurzel stammend, wird die „Feindschaft“ seit den Tagen Jerobeams „gepflegt“.

Jesus überbrückt die große Distanz, die zwischen ihnen liegt, mit seiner schlichten Bitte. „Gib mir zu trinken“ (V.7).

Wenn es um die elementarsten Dinge geht – ums nackte Überleben –, dann sind nationale, religiöse und kulturelle Trennungen Makulatur (vgl. das Gleichnis vom barmherzigen Samariter). Da erkennt sich ein Mensch als „Leben, das Leben will inmitten von Leben, das Leben will“ (A. Schweitzer).

Jesus nimmt Kontakt mit der ihm fremden Frau auf, indem er sie bittet. Er erwartet Gutes von ihr, gibt ihr das Gefühl, gebraucht zu werden. Eine gute Grundhaltung in der Begegnung mit Fremden.

Das Gespräch, das sich entwickelt, ist mehr als holprig. Man wird den

Eindruck nicht los, dass die beiden konsequent aneinander vorbeireden. So was passiert, wenn Fremde einander zum ersten Mal begegnen. Aber sie bleiben beieinander und interessieren sich füreinander.

Gewiss stilisiert das JohEv dieses Gespräch. Es will keine biografischen Notizen aus dem Leben Jesu weitergeben, sondern alles, was es erzählt, dient als Rahmen dafür, das „fleischgewordene Wort“ zu Wort kommen zu lassen.

Die Bitte um Wasser dient als Anknüpfungspunkt, um von dem „Wasser“ zu sprechen, von dem man nicht wieder durstig wird, das den „Durst nach Leben“ wirklich stillt. In dem, der es trinkt, soll es sogar zur „Quelle des Wassers“ werden. Dieses Wasser schenkt Jesus. Er führt zu Gott, an die „Quelle des Lebens“ (Ps.36,6).

Die Frau möchte dieses „Wasser“ haben. Auf Jesu Aufforderung hin, ihren Mann zu holen und mit ihm zurückzukommen, antwortet sie: „Ich habe keinen Mann“, und Jesus bestätigt ihr, damit die Wahrheit zu sagen, denn der Mann, mit dem sie gerade zusammenlebt, ist nicht ihr Mann.

Überwältigt davon, dass Jesus über ihre Familienverhältnisse Bescheid weiß, nennt sie Jesus einen „Propheten“ und erwartet Auskunft von ihm in der Frage, die Juden und Samaritaner vor allem trennt.

Hier setzt „unsere“ Perikope an:

19 Die Frau spricht zu ihm: Herr, ich sehe, dass du ein Prophet bist.

20 Unsere Väter haben auf diesem Berge angebetet, und ihr sagt, in Jerusalem sei die Stätte, wo man anbeten soll.

21 Jesus spricht zu ihr: Glaube mir, Frau, es kommt die Zeit, dass ihr weder auf diesem Berge noch in Jerusalem den Vater anbeten werdet.

22 Ihr wisst nicht, was ihr anbetet; wir wissen aber, was wir anbeten; denn das Heil kommt von den Juden.

23 Aber es kommt die Zeit und ist schon jetzt, in der die wahren Anbeten den Vater anbeten werden im Geist und in der Wahrheit; denn auch der Vater will solche Anbeten haben.

24 Gott ist Geist, und die ihn anbeten, die müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten.

25 Spricht die Frau zu ihm: Ich weiß, dass der Messias kommt, der da Christus heißt. Wenn dieser kommt, wird er uns alles verkündigen.

26 Jesus spricht zu ihr: Ich bin's, der mit dir redet.

Im Fortgang wird das Gespräch durch die Rückkehr der Jünger unterbrochen, die unterwegs waren, um etwas zu essen zu besorgen (V.8). Es schließt sich ein Gesprächsgang zwischen ihnen und Jesus an, der von der Speise Jesu spricht – nämlich: den Willen seines Vaters zu tun und sein Werk zu vollenden – und in dem den Jüngern ihr Ort im Werk Jesu zugewiesen wird – nämlich: zu ernten, was nicht sie, sondern andere vor ihnen gesät haben (4,31–38).

Das Ende der Szene wird dadurch markiert, dass viele Dorfbewohner auf den Bericht der samaritanischen Frau hin zu Jesus kommen und er zwei Tage bei ihnen bleibt (V.39–41). Am Ende bekennen viele Samaritaner: „Dieser ist in Wahrheit der Retter der Welt.“ (4,42)

Ich konzentriere mich auf den Kern „unserer“ Perikope: die Frage nach der rechten Gottesanbetung und der „Messianität“ Jesu.

Wo soll angebetet werden?

Die Trennung zwischen Juden und Samaritanern hat eine lange Geschichte. Zum Ausdruck kam sie insbesondere darin, dass die Samaritaner von den heiligen Schriften Israels nur die Bücher des Mose, nicht aber die Psalmen und Prophetenbücher anerkannten. Darüber hinaus hatten sie mit ihrem Heiligtum auf dem Garizim lange Zeit ein dem Tempel in Jerusalem entgegengesetztes Kultzentrum (vgl. auch 2. Könige 17,29–41). „Wo findet nun der rechte Gottesdienst statt?“, fragt die Samaritanerin. Nach einem konkreten Ort gefragt, gibt Jesus ihr zunächst eine bemerkenswerte Antwort: „Die Stunde kommt, wo ihr weder auf diesem Berg noch in Jerusalem den Vater anbeten werdet“ (V.21).

Das Wort ist an sie als Samaritanerin gerichtet „Ihr werdet weder hier noch dort anbeten“. Den Streit um den rechten Ort der Gottesverehrung „löst“ Jesus nicht, indem er Jerusalem und damit die jüdische Seite als Sieger vom Platz treten lässt. In den uralten Konflikt greift Jesus nicht so ein, dass er die Samaritaner „zwingt“, den jüdischen Kultus zu übernehmen.

Dass für Jesus (wie für alle Juden) in herausgehobener Weise Jerusalem der Ort ist, an dem der Gott Israels angerufen werden soll, steht außer Frage. So verstehe ich Jesu treue Einhaltung der Wallfahrtsfeste gerade im JohEv. Der Ort soll aber nicht das allein Entscheidende sein und nicht trennend wirken.

Wichtiger ist die Frage, wer angerufen wird, wem der Gottesdienst gilt, auf wen die Betenden damit ihre Hoffnung setzen, wem sie ihr Gehör und ihren Gehorsam schenken.

Das Heil kommt von den Juden

Nachdem die Samariterin Jesus schon zuvor als Juden identifiziert hat (V.9), schließt er sich nun selber mit den Juden zu einem „Wir“ zusammen. „Ihr wisst nicht, was ihr anbetet, wir aber wissen, was wir anbeten“, sagt er (V.22). Die neutrische Formulierung verwundert. Man hätte vielleicht eher erwartet: „Ihr wisst nicht, wen ihr anbetet ...“

Hier, darauf verweist Klaus Wengst (Johannesevangelium I, 164), könnte sich eine Tradition niederschlagen, von der Josephus (Ant 12, 259.261) zu berichten weiß. Demnach habe es auf dem Garizim ein „namenloses“ (anonym) Heiligtum gegeben. Zur Zeit Antiochus IV seien Samaritaner mit der Bitte an den Herrscher herangetreten, dieses Heiligtum mit dem Namen des Zeus Hellenios zu belegen. (Von einer Entweihung der Heiligtümer in Jerusalem und auf dem Garizim dadurch, dass dort Zeus angebetet werden soll, spricht auch 2.Makk 6,2.)

Die Frage, wer anzubeten ist, beantwortet Jesus schon in V. 21: der „Vater“.

Die Bezeichnung Gottes als „Vater“ kommt in den von den Samaritanern anerkannten Büchern des Mose nur ein einziges Mal vor (Dtn 32,6). Sie stammt vor allem aus den Prophetenschriften (Jes 63,16 (2 mal); 64,7; Jer 3,4.19; 31,9; Mal 1,6; 2,10; und den Psalmen: 68,6; 89,27;). Auch hierin kann eine Positionierung Jesu in der jüdischen Tradition gesehen werden, die er aufnimmt und – besonders im JohEv durch die auffallend häufige Rede von Gott als seinem Vater – eindringlich weiterprägt.

In der Frage der Gotteserkenntnis und damit der Rettung steht Jesus ganz auf der jüdischen Seite und macht der Samaritanerin gegenüber daraus keinen Hehl.

„Denn das Heil, die Rettung kommt von den Juden“.

Dieser Satz hat die heidenchristlich gewordene Kirche zu allen Zeiten beschäftigt. Alle Versuche, Israel und das Judentum zu be- bzw. enterben und die Kirche als „wahres Israel“ darzustellen, sind Versuche, das Ärgernis loszuwerden, dass die Kirche und das Christentum auf die Existenz des Judentums angewiesen sind und bleiben.

Auch der Versuch, den Satz historisierend zu verstehen und aus dem „Das Heil kommt von den Juden“ ein „es kam von den Juden“ zu machen, fällt unter dieses Verdikt.

Im November 1941 kam es zu einer kontroversen Auseinandersetzung zwischen Karl Barth und Wilhelm Vischer auf der einen und Emil Brunner und Walther Zimmerli auf der anderen Seite. (Vgl. E. Busch, Unter

dem Bogen des einen Bundes, 373–393). Brunner und Zimmerli wollten Joh 4,22b nur historisch verstehen, dem Judentum zwar eine besondere Bedeutung geben, diese aber darauf begrenzen, dass Jesus nach seiner irdischen Herkunft Jude war. Barth und Vischer betonten die präsentische Bedeutung dieses Wortes und damit die unlösliche und bleibende Beziehung von Christen und Juden. Daran hing für sie auch das Verständnis der ersten These der Barmer Theologischen Erklärung, dass Jesus Christus das eine Wort Gottes ist. Ist Jesus Christus keine vergangene Gestalt, sondern präsent, dann kann auch die Aussage: „das Heil kommt von den Juden“ nicht allein eine historische Reminiszenz sein.

„Gott kommt in Israel zur Welt“, hat H.-J. Kraus pointiert gesagt. Und das gilt in doppeltem Sinne. Zum einen ist die Geschichte Israels der Weg Gottes zu den Völkern. Zum anderen hat diese Geschichte einen konkreten Ort in der Welt. Nicht am Nil oder am Euphrat oder in den Wäldern Germaniens findet sie statt, sondern dort, wo Gott sich seinem Volk Israel offenbart und verbündet hat.

„Das Heil kommt von den Juden“, denn durch sie kommt Gott selber zu den Völkern. Diese prophetisch-messianische Dimension nimmt Jesus auf und das JohEv stellt Jesus selber in diese Dimensionen ein:

Israel ist das „Licht der Völker“. Gottes Heil gilt nicht nur ihm, sondern durch Israel soll Gottes Rettung reichen bis an die Enden der Erde (Jes 49,6; 42,6).

Jesus ist das „Licht der Welt“ (Joh 8,12), der Weg, der in Wahrheit zu Gott, dem Vater und ins Leben führt (Joh 14,6), er ist der Retter der Welt (4,42). Nicht historisch zufällig, sondern um der Treue Gottes zu seiner Erwählung und Verheißung notwendig, stammt Jesus aus diesem Volk. Die Würde und den Auftrag dieses Volkes setzt er nicht außer Kraft, sondern tritt in beide ein und erfüllt sie kraft des Geistes Gottes, der auf ihm ruht.

Anbetung im Geist und in der Wahrheit

Anbetung „im Geist und in der Wahrheit“ wird darum nun, so bekennt die judenchristlichen Gemeinde des JohEv, mit dem Auftreten des Messias Jesus zu tun haben.

Schon Joh 1,14 und besonders 1,18 verweist darauf, dass das fleischgewordene Wort, der „einzig geborene“ „Sohn“ den Vater „auslegt“, „erklärt“, „bekannt macht“ (ex g sato). Das JohEv ist voll von Aussagen, in denen die Gegenwart des Gottes Israels in Jesus bekannt wird und Jesus diesen Gott als Vater bezeugt.

Darum ist das Bekenntnis zu Jesus als dem Messias des Gottes Israels für das JohEv die rechte Anbetung des Vaters im Geist und in der Wahrheit! Der geografische Ort der Anbetung tritt für das JohEv hinter Jesus als den Ort der Einwohnung Gottes zurück. So kann der Tempel in Joh 2,19–21 auch zum Bild für den Leib Jesu werden.

Der Geist Gottes, der „Geist der Wahrheit (Joh 14,17; 15,26) wird die Jüngerinnen und Jünger „in alle Wahrheit führen“ (Joh 16,13), sie an Jesu Worte erinnern (14,26) und Zeugnis von Jesus geben (15,26). Zu diesem Zeugnis sind auch die Seinen berufen (15,27).

Die immer kontrovers geführte und nicht selten mit Kriegen verbundene Frage nach „heiligen Orten“ bekommt dadurch einen neuen Akzent. Gottes Gegenwart ist für das JohEv dort, wo das Wort Jesu gehört wird und etwas gilt, wo er als der Messias des Gottes Israels den Willen seines Vaters tut und die Seinen kraft seines Geistes in diesen Willen einstimmen, wo sie eins mit ihm werden, wie Jesus eins mit dem Vater ist (vgl. Joh 17,20 ff.).

„Anbetung im Geist und in der Wahrheit“, die rechte Gotteserkenntnis und der rechte „Kultus“, sind damit nicht ortsfixiert und exklusivistisch verengt. Die Glaubenden sind aufgerufen, ihren Gottesdienst im „Alltag der Welt“ zu vollziehen, an den Orten, an denen der Messias Jesus durch sein Wort gegenwärtig und wirksam ist.

Der Messias Israels ist der Retter der Welt

Die Erkenntnis, dass Jesus der Messias ist, ist der Zielpunkt „unserer“ Perikope. Auf die Aussage der Samaritanerin hin, dass der Messias kommen wird, antwortet Jesus: „Ich bin's (ego eimi), der mit dir redet“. (V.26)

Die „ego-eimi-Worte“ des JohEv haben hier ihre Wurzel. Sie sind nicht „Übertragung des Gottesnamens“ (vgl. Ex 3,6 LXX) auf Jesus. Es ist das „Ich bin's“ des Messias! Alle weiteren „Ich-bin-Bildworte“ („Brot des Lebens“, „Licht der Welt“, „Tür“, „guter Hirte“, „Auferstehung und das Leben“, „Weg, Wahrheit und Leben“, „Weinstock“) sind Aussagen, die von Jesu Messianität und damit vom Auftrag seines Vaters handeln, zu dem er ihn gesandt hat.

Es ist hinlänglich bekannt, dass die Messiaserwartungen des Judentums (und nimmt man die Taheb-Erwartung der Samaritaner noch hinzu) alles andere als einheitlich und in sich durchaus spannungreich sind. Mit dem judenchristlichen Bekenntnis zu Jesus als dem Messias ist daher zugleich eine Konkretisierung der Messiaserwartung verbunden. Jesus „erfüllt“ nicht alle Hoffnungen – etwa die der sofortigen politischen Befreiung

oder die der direkten Aufrichtung eines irdischen Friedensreiches oder des unmittelbaren Endes von Schmerz, Geschrei und Tod. Darum gibt es gute Gründe für das Judentum bis heute, nicht in das Bekenntnis zu Jesus als Messias einzustimmen. Jesu Tun bleibt „zeichenhaft“. Deshalb heißen seine Wunder im JohEv „semeia“/„Zeichen“. Sie sind Antizipation der Vollendung und darin sowohl Erfüllung als auch Bestätigung der Verheißung. Im JohEv finden wir in dieser Hinsicht nicht eine schlicht „präsentische Eschatologie“, die immer in der Gefahr steht, reine Erfüllungstheologie zu sein und exklusivistisch zu wirken, sondern eine antizipatorische Eschatologie, in der der Christus Jesus die Verheißungen des Gottes Israels beginnend erfüllt und in ihrer Fülle damit bestätigt.

In unserem Zusammenhang wird aber besonders ein Aspekt der „Messianität“ Jesu deutlich:

Jesus ist darin der Messias, dass er Nicht-Juden zur Anbetung des Gottes Israels führt und zu der Erkenntnis, dass Gott durch ihn nicht nur Israel, sondern die Welt rettet (Joh 4,42). Zugleich gilt aber: Nur als der Messias des Gottes Israels, als Jude, ist er auch der Retter der Welt. Beides ist und bleibt untrennbar miteinander verbunden. In „unserer“ Geschichte, die auf der Erzählebene Nicht-Juden als Adressaten hat, wird nicht Israel sein Messias präsentiert, sondern Nicht-Juden wird der Jude Jesus als Messias des Gottes Israels und darin als Retter der Welt vor Augen gestellt.

Klaus Wengst sagt zu Recht: „Die Präsenz Gottes in Jesus kann als Präsenz des Gottes Israels nur erkannt und festgehalten werden, wenn keinen Augenblick das Judesein Jesu vergessen wird. Sonst wird aus dem Gott Israels, der gewiss der Gott aller Welt ist, ein Allerweltsgott, und aus dem jüdischen Menschen Jesus ein Universalmensch, ein konturloses Schemen, in das eigene Bilder projiziert werden“ (Das Johannesevangelium I, 167).

Die Frage nach der „Anerkennung“ Jesu als Messias auch durch Juden bleibt selbstredend ein immenses Anliegen des judenchristlichen JohEv, darum ringt Jesus leidenschaftlich wie die Propheten mit „den Juden“. Thema und Ziel der uns vorliegenden Perikope ist dies aber nicht.

Homiletische Hinweise

Der Israel-Sonntag ist als Zeichen dafür, dass die Kirche sich an ihre Wurzel im und ihrer bleibenden Verbundenheit mit dem Judentum erinnert, ein Segen. Er bringt aber auch die Gefahr mit sich, dass man ihn „pflichtschuldig“ aufgreift, eine „theologisch korrekte“ Feigenblatt-Predigten

hält und sich den Rest des Kirchenjahres in geflissentlicher Israel- und Judentumsvergessenheit ergeht. Die Erinnerung an die in dem Messias Jesus gründende, bleibende Verbindung von Christen und Juden muss in jedem Gottesdienst – nicht als Hauptthema, sondern als Basis all unseres Predigens – präsent und erkennbar sein.

Nicht weil es auf dem liturgischen Kalender steht, nicht, weil in den letzten 30 Jahren (gerade in der rheinischen Kirche) bestimmte theologische Erkenntnisse mehrheitsfähig wurden, sondern weil die Schrift selber das Bekenntnis zum Christus Jesus zwingend an die Verheißungen des Gottes Israels für sein Volk und alle Welt gebunden hat, darum ist auch in unseren Gemeinden heute davon zu sprechen.

Seit „Israel“ kein Name der Bibel allein, sondern ein Land auf unserer Weltkarte ist, wird jeder „Israel“-Sonntag aber auch im Kontext der aktuellen politischen Ereignisse stehen. Sie sollten nicht den Text der Predigt überlagern, es ist aber damit zu rechnen, dass sie gerade bei dem Satz „Das Heil kommt von den Juden“ mitschwingen.

Wer sich dazu entscheidet, auch diese politische Dimension aufzugreifen, könnte es auf dem Hintergrund „unserer“ Perikope vielleicht mit diesen Gedanken tun:

„Das Heil kommt von den Juden“ ist ein Satz der Verheißung und bindender Auftrag für Israel. Darum darf und muss Solidarität mit Israel die kritische Erinnerung an die aktuell unter unheilvollen Bedingungen lebenden Palästinenser in sich schließen. Als Basis dieser kritischen Solidarität muss aber ebenso gesagt sein: „Die Welt findet kein Heil gegen die Juden“.

In und mit dieser Spannung lebt der christliche Glaube, der sich von Israel und dem Judentum in seinen mannigfachen Gestalten (bis heute!) nicht trennen lassen will, weil Christus nicht zufällig aus diesem Volk und seinem Glauben entstammt, und wenn er der Messias des Gottes Israels ist, ihm bleibend die Treue hält, in Zuspruch und Anspruch, mit Verheißung und Gebot.

Wie in jeder Predigt des Wortes Gottes geht es auch am Israel-Sonntag nicht darum, theologische Seminare zu wiederholen, sondern darum, die Worte der Schrift auf die Hörerinnen und Hörer hin so auszulegen, dass ihre Lebens- und Glaubenswelt angesprochen wird.

Wie die Samaritanerin sind auch wir auf der Suche nach Wasser des Lebens, nach einer Speise, die uns wirklich nährt und erfüllt, suchen den Ort, an dem Gott, die „Quelle des Lebens“, uns begegnet.

Zielaussage der Predigt könnte sein: Brot, Licht, Leben und der Weg sind in Jesus, dem Messias Israels und Retter der Welt, zu finden. Sein Wort ruft uns dazu auf, in Verbindung mit seinem Volk nun selber „Licht der Welt“ zu sein. Gottes Verheißungen, die Jesus zeichenhaft erfüllt und gerade so in ihrer Fülle bestätigt, sind stets unsere begründete Hoffnung. In ihr bekennen wir Jesus als den Christus des Gottes Israels – bis er kommt.

Brunnengeschichten als Orientierungshilfen

*Johannes
Wachowski*

Zur Topografie des Heils

Was zwischen Samaritanern und Juden strittig ist, löst der Reformator in seiner Torgauer Schlosspredigt in der Betonung christlicher Freiheit chronologisch und topografisch so: „So uns der Sabbat oder der Sonntag nicht gefällt, mögen wir den Montag oder einen anderen Tag in der Woche nehmen und einen Sonntag daraus machen ... Kann es nicht geschehen unterm Dach oder in der Kirche, so geschehe es auf einem Platz, unter dem Himmel oder wo Raum dazu ist.“

Damit nun der Prediger mit reformatorischem Rückenwind und Jesu Zuspruch (V. 21) am Israelsonntag nicht israelvergessen in ferne geistliche Welten streift, topografiert der Text das Heil jüdisch (V. 22).

Wie notwendig eine Orientierungshilfe in Fragen der Topografie des Heils ist, zeigt auch die EKD-Schrift „Gelobtes Land?“. In ihr wird erstens über eine differenzierte Redeweise von „Volk Israel“, „Staat Israel“ und „Land Israel“ aufgeklärt (S. 16). Es wird zweitens deutlich eine Interpretationsvariante eines christlichen Universalismus kritisiert, der die universalen Theologumena nur für das Neue Testament reklamiert und dem Alten Testament respektive dem Judentum Partikularismus unterstellt. Es wird dann betont, dass das Christentum auf dem Boden des alttestamentlichen Universalismus steht. Und damit wird eine grenzenlose Universal-

sierung und Spiritualisierung der Rede vom „Land Israel“ mit Verweis auf frühere EKD-Studien kritisiert, wie sie sich in einigen palästinensischen Befreiungstheologien findet: „Einschlägige Studien der EKD und der ‚Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa‘ (GEKE) sowie entsprechende Erklärungen und Verlautbarungen der einzelnen Gliedkirchen haben einer solchen ‚Universalisierung aller biblischen Aussagen über das Land‘ widersprochen und dabei etwa auf die aufgrund des biblischen Zeugnisses gewonnene Erkenntnis hingewiesen, ‚dass Gott sich selbst unauflöslich an das jüdische Volk gebunden hat, Bund und Land aber zusammengehören. Auch wo ausdrücklich das verheißene Heil für die ganze Welt in den Blick genommen ist, hält die Bibel an der Besonderheit der Erwählung Israels fest.“ (S. 88)

Dass manche kirchlichen Kreise Schwierigkeiten haben, die Erwählung Israels im Kontext eines Universalismus zu denken, hat auch die Diskussion über die Ergänzung der Kirchenverfassung in der Bayerischen Landeskirche gezeigt: Einige wollten nicht von der bleibenden Erwählung Israels reden, andere sahen dies als Partikularisierung des Heils an. Dabei ist die Rede von der Erwählung Israels eine Funktion des Universalismus. Ohne dieses Theologumenon gibt es keinen biblischen Universalismus. Zum Topos rechten Betens

Der heilsgeschichtliche Herkunftsort rechten Betens ist die Erwählung Israels. Die johanneische Aussage (V. 22b) über ihn gehört in die Sprachschicht des Johannesevangeliums, die festhält, dass die johanneische Gemeinde sich trotz aller Auseinandersetzungen mit den jüdischen Glaubensgeschwistern in der Kontinuität der Geschichte Gottes mit seinem Volk verbunden weiß (vgl. Wengst, S. 148). Diese Haltung wird zur homiletischen Aufgabe des Predigers werden, dem die zeitliche und inhaltliche Nähe des 10. Trinitatissonntags zum 9. Av des jüdischen Kalenders (16. Juli 2013) bekannt und für den V. 22b auch ekklesiologisch bedeutungsvoll ist. Die Bibel in gerechter Sprache übersetzt: „denn die Erlösung kommt durch das Judentum“.

Zum Ort des Gottesdienstes: Herzensarbeit und beneficium Dei
Ismar Elbogen, einer der herausragenden jüdischen Liturgieforscher, bezeichnete den jüdischen Gottesdienst als „Gottesdienst im Herzen“. Mit dieser Wendung markiert er den Übergang vom materiellen zum geistigen Kultus im Judentum. Er würdigt den Synagogengottesdienst promi-

nent als „von allen Äußerlichkeiten, von besonderen Andachtsstätten und Priestern wie überhaupt von allem Beiwerk befreit(en)“, rein geistigen Gottesdienst (S. 1 f.). In dieses Gottesdienstkonzept kann der Prediger mit der Programmatik des Verses 24 und mit der johanneischen Betonung der Anbetung im Geist und in der Wahrheit (V. 23.24) einstimmen.

Das reformatorische Verständnis des Gottes-Diensts als beneficium Dei kann an die Vater-Ausrichtung des Gebets (V. 21.23) anknüpfen und die Frage stellen und (johanneisch) durchdenken: „Zu Jesus beten?“

Und bei alledem darf nicht vergessen werden, dass auch der Körper zum Beten gehört und das Beten nicht nur eine Veranstaltung reiner Innerlichkeit ist. Im Judentum gibt es sogar eine Denkweise, die das Beten mit dem Opferdienst des Tempels vergleicht und darauf hinweist, dass auch beim Gebet der Körper Energie verbrennt, wie im Tempel eben auch das Fett der Tiere geopfert wurde.

Zur „Topografie“ Gottes

Die Frage nach dem Ort rechten Betens und die programmatischen Aussagen zur Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit münden in die Messiasfrage. Mit einem johanneischen „Ich-bin-Wort“ wird sie im Schlusssatz des Gesprächs (VV. 6–26) eindeutig beantwortet: Der Gesprächspartner der Samaritanerin bezeichnet sich als deren Messias, und am Ende des thematischen Abschnittes (V. 42) proklamieren ihre Gesprächspartner öffentlich Jesus als „der Welt Heiland“ (vgl. V 22b).

Sind das Leben, Sterben und Auferstehen Jesu für Christen Topoi des Heiles, so wird in der jüdischen Tradition Gott unter anderem als „der Ort“ (Ha-Makom) bezeichnet, zu dem das Gebet direkt ausgerichtet (Kawwanah des Gebets) werden soll.

Literatur

Elbogen, Ismar, Der jüdische Gottesdienst in seiner geschichtlichen Entwicklung, GGJ, Leipzig 1913.

Gelobtes Land? Land und Staat Israel in der Diskussion. Eine Orientierungshilfe. Herausgegeben im Auftrag der Evangelischen Kirche in Deutschland, Gütersloh 2012.

Petuchowski, Jakob J., Wie Juden beten, Gütersloh 1998

Wengst, Klaus, Bedrängte Gemeinde und verherrlichter Christus. Ein Versuch über das Johannesevangelium, München 1992.

Lesepredigt

Liebe Gemeinde,

manchmal ist das so: Mitten im Alltag kommt es zu einer unerwarteten Begegnung, die noch lange nachwirkt. Man tut, was man immer tut, geht dahin, wo man immer hingehet – alles Routine. Plötzlich wird man angesprochen. Vielleicht ist man so in Gedanken, dass man gar keine Lust hat, groß zu reden. Aber dann entwickelt sich doch ein Gespräch, ein Gespräch, das mit einem Mal in ungeahnte Tiefen reicht, wunde Punkte im eigenen Leben berührt, aber so, dass man sich hinterher besser fühlt, freier, mit einer neuen Perspektive für das, was ist und was noch möglich ist. Wer so etwas erlebt, geht verändert nach Hause und auch dort wird vielleicht etwas anders.

Die Bibel erzählt von einer Frau aus Samaria, die so eine Erfahrung in ganz besonderer Dichte macht. Sie begegnet Jesus in ihrem Alltag – einem Alltag, der wahrscheinlich ziemlich trostlos ist. Fünf Mal war sie schon verheiratet, hören wir, und jetzt lebt sie ohne Tauschein mit einem Mann zusammen. Was für Spuren mag dieser häufige Beziehungswechsel in ihrem Leben hinterlassen haben? War Tod die Ursache und hat sie wieder und wieder in Trauer gestürzt? Oder ist sie von den Männern ausgenutzt und verlassen worden? War sie leichte Beute für sie – zuerst naiv, später selbst abgebrüht? Und wie geht sie um mit dem Spott und mit der moralischen Entrüstung der Leute im Dorf, die hinter vorgehaltener Hand oder ganz offen über sie reden?

Das Einzige, das wir erfahren, ist: Die Frau geht ihren Nachbarinnen ganz offensichtlich aus dem Weg. Die gehen natürlich – wie üblich – morgens, wenn es kühl ist, zum Brunnen und nutzen die Gelegenheit zu einem ausführlichen Schwätzchen. Sie dagegen geht in der brütenden Mittagshitze, wenn niemand dort zu erwarten ist.

Aber plötzlich ist da doch einer. Noch dazu ein frommer Jude, wie sie an seiner Kleidung erkennt. Einer von denen, die in der Regel über alle Samaritaner herziehen, weil sie sie nicht für „rechtgläubig“ halten. Die Frau weiß das und nimmt an, dass er mit ihr als samaritanischer Frau erst recht nichts zu tun haben will, dass er sie wahrscheinlich wie Luft behandeln wird.

Aber dieser da spricht sie an, bittet sie um Wasser und lässt sich auch von ihrer spitzen Antwort nicht abwimmeln: „Wie, du bittest mich um etwas zu trinken, der du ein Jude bist und ich eine samaritanische Frau? Die

Juden haben doch keine Gemeinschaft mit den Samaritanern!"

Als hätte er das gar nicht richtig gehört, redet er weiter, redet von dem lebendigen Wasser, das er zu geben hat und das auf immer den Durst löschen wird. Die Frau versteht, dass er den Durst nach Leben meint. Aber sie bleibt kritisch. So schnell kann sie keiner mehr beeindruckt, auch mit frommen Sätzen nicht. Außerdem kennt sie sich aus in der religiösen Tradition; sie kennt die hohe Bedeutung des Erzvaters Jakob, von dem der Brunnen stammt, an dem sie stehen, und sie hat gehört, dass bei dem Propheten Jesaja Gottes Wort oft mit belebendem Wasser verglichen wird. Die Frau stellt Rückfragen und schließlich fordert sie Jesus heraus, ihr nun doch dieses Wasser zu geben, das nie versiegt.

Doch der spricht sie stattdessen unvermittelt an auf ihre Männergeschichten, von denen er offenbar alles weiß. Aber merkwürdigerweise bezieht er dazu keinerlei Stellung. Das Gespräch mit der Frau geht so weiter: Predigttext Joh 4,19–26

Am Anfang scheint es fast, als versuche die Frau bewusst, von sich und ihrer Lebensproblematik abzulenken und das Gespräch wieder zurück auf theologische Fragen bringen zu wollen, konkret auf die alte Streitfrage zwischen Samaritanern und Juden: Wo ist der richtige Ort der Anbetung Gottes? Ist es der Berg Garizim, wie die Samaritaner glauben, oder ist es Jerusalem?

Aber statt diese Frage als Ablenkungsmanöver zu entlarven, geht Jesus bereitwillig auf sie ein:

„Glaube mir, Frau, es kommt die Zeit, dass ihr weder auf diesem Berg noch in Jerusalem den Vater anbeten werdet. Ihr wisst nicht, was ihr anbetet, wir wissen aber, was wir anbeten; denn das Heil kommt von den Juden.“

Wie mag dieser zweite Satz für die Frau klingen? Kränkt er sie, und sie denkt: „Jetzt redet er also doch über uns Samaritaner wie alle Juden, die sich für etwas Besseres halten! "? Oder spielt der Inhalt für sie gar nicht die entscheidende Rolle, sondern sie ist einfach nur froh, dass Jesus mit ihr weiter theologisch diskutiert, auf Augenhöhe, ohne sie auf ihre Beziehungsprobleme festzunageln? Oder aber kommt ihr womöglich da schon der Gedanke: „Vielleicht hat er ja recht, dieser Mensch mit der prophetischen Gabe, der alles weiß über mein Leben, und der mich angesprochen hat auf den großen Durst, den ich in mir trage: den Durst nach verlässlicher Liebe, nach Anerkennung, nach Geborgenheit ... Wenn dieser Mann sagt: ‚Das Heil kommt von den Juden‘, dann sehe ich auf ihn und denke: ja, vielleicht ist das wahr. Denn noch nie hat mir eine Begegnung

so gut getan wie die mit diesem jüdischen Gelehrten, noch nie hat mich ein Mensch mit seinen Worten so stark berührt und in mir so viel in Gang gesetzt an neuen Gedanken über die Beziehung von Gottes Tora zu meinem Leben."

Ob die Frau anschließend – anders als wir – sofort versteht, was Jesus meint, wenn er davon redet, dass alles darauf ankommt, Gott im Geist und in der Wahrheit anzubeten, bleibt offen. Vielleicht hört sie zuerst nur, wie Jesus noch einmal von Gott als Vater spricht. Und in ihr tauchen bei diesem Gottesnamen Wunschbilder auf, die so viele mit dem Wort Vater verbinden, trotz oder gerade wegen eigener schlechter Erfahrungen, nämlich dass auf den himmlischen Vater wirklich Verlass ist, weil er wahr macht, was er verspricht, und weil er die Wahrheit über seine menschlichen Kinder aushält, ohne sie wegzustoßen, ohne sie jemals aufzugeben. Sich mit ihm im Gebet zu verbinden muss dann heißen, sich seinem Geist zu öffnen und sich seinem klaren Blick zu stellen, aber damit zugleich auch seine Barmherzigkeit aufzusaugen, sich von ihr ganz erfüllen zu lassen und sie im Alltag zu praktizieren gegenüber anderen und sich selbst. Die Frau geht nicht ein auf das, was Jesus über die Anbetung Gottes sagt. Sie denkt an den Messias, der aus Israel kommen soll, und an die Erwartungen, die Samaritaner und Juden an ihn haben. Sie sagt: „Ich weiß, dass der Messias kommt, der da Christus heißt. Wenn dieser kommt, wird er uns alles verkündigen.“ Und Jesus antwortet ihr deutlicher als irgendjemand anderem: „Ich bin's, der mit dir redet.“

Wir sehen: Mitten im Alltag, da wo sie überhaupt nicht damit gerechnet hat, begegnet die samaritanische Frau tatsächlich dem Messias, dem Heiligen Israels, dem Retter der Welt. Er spricht sie an, berührt sie in der Tiefe ihrer Seele, und macht mit seinen Worten etwas in ihr lebendig, was sie heilsam verändert.

Sie lässt ihren Wasserkrug stehen, heißt es später, und läuft ins Dorf. Mit ihrer überwältigenden Erfahrung kann sie nicht allein bleiben. Die Begegnung mit Jesus treibt sie zurück in die Gemeinschaft, trotz aller möglichen Vorbehalte. Sie erzählt den anderen, was sie erlebt hat, voller Staunen, aber auch nicht ganz ohne Zweifel. Sie braucht die anderen und fordert sie auf, selber auch zu diesem Juden zu gehen und gemeinsam mit ihr nach Gewissheit zu suchen: Ist er der Christus?

Und auch in der Gemeinschaft wird etwas anders: Alle hören ihr zu und lassen sich von ihr bewegen. Sie gehen tatsächlich auf die Suche nach Jesus, und durch seine Worte finden sie zu der Überzeugung: „Dieser ist

wahrlich der Welt Heiland" (V. 42). Noch zugespitzter formuliert heißt das: „Dieser Jude ist wahrlich der Welt Heiland.“
Es ist wahr: Das Heil kommt von den Juden, für alle Völker, auch für uns.

Zur liturgischen Gestaltung

Ursula Rudnick

Orgelvorspiel

Begrüßung

Sprüche 33,12 „Wohl dem Volk ...“ mit einer kurzen Erläuterung
zum Israelsonntag

Lied EG 279, 1–4 Jauchzt alle Lande, Gott zu Ehren

Psalm 106, 1–5, 48

Kyrie EG 178,2

Gloria EG 179,1 – Allein Gott in der Höh sei Ehr ...

Kollektengebet:

Gott,

Du Schöpfer des Himmels und der Erde,

Du hast Dein Volk Israel durch die Zeiten geleitet und bis heute bewahrt.

Damit auch wir Dich kennen, hast Du Jesus Christus gesandt.

Wir sind hier versammelt, um Dich zu preisen und Dein Wort zu hören.

Schenk uns einen wachen Geist und ein offenes Herz.

Amen.

1. Lesung Exodus 19,1–6

Lied EG 295, 1–4 – Wohl denen, die da wandeln

2. Lesung Römerbrief 9,1–5 oder Markus 12,28–34

Lied EG 184: Wir glauben Gott im höchsten Thron

Predigt

Orgelmeditation

Abkündigungen

Kollektenlied EG 427, 1–5 – Solang es Menschen gibt auf Erden

Fürbitten

Gott,

der Du der Gott Abrahams und Isaaks,

Saras und Rebeccas bist.

Du hast dein Volk durch die Zeiten geleitet und bewahrt:

*Wir bitten dich für die jüdischen Gemeinden hier in Deutschland
und auf der ganzen Welt.*

Behüte sie.

Gott,

der Du der Vater Jesu Christi bist.

Du hast auch uns berufen:

*Wir bitten dich für die christlichen Gemeinden unserer Kirche und auf
der ganzen Welt.*

Behüte auch sie.

Gott,

Wir bitten dich für alle notleidenden Menschen.

Sei bei Ihnen in Krankheit, Schmerz und Not.

Gott,

*lass uns erkennen, dass wir Geschwister sind. Schenke uns Kraft, dass
wir deinen Willen tun*

und dem jüdischen Volk zur Seite stehen, wenn es bedrängt wird.

Amen.

Vaterunser

Sendung und Segen

Orgelnachspiel

Impuls für die Arbeit mit Jugendlichen

Sabine Maurer

Joh.4, 19–26: Der Abschnitt thematisiert die Frage, die Juden und SamaritanerInnen trennt und die von der Frau aus Samarien aufgeworfen wird: Wo ist der richtige Ort der Anbetung Gottes: Jerusalem oder der Berg Garizim? Im Grunde geht es also um die wahre Nähe Gottes. Jesus lässt sich im Gespräch mit der Samaritanerin auf diese Alternative nicht ein. Er verweist darauf, dass die wahre Anbetung Gottes im Geist des Glaubens und der Wahrheit geschieht und an keinen Ort gebunden ist. Die Frau am Brunnen bekennt sich zur Hoffnung Israels auf den Messias. Das eröffnet Jesus die Möglichkeit, sich als Messias erkennen zu geben. Die messianisch-eschatologische Zeit ist in dem Juden Jesus angebrochen und damit die Frage des richtigen Ortes der Anbetung letztlich aufgehoben. Jesus ist der „Ort“ der Nähe Gottes. Die Samaritanerin nimmt diese Botschaft Jesu auf und teilt sie spontan den BewohnerInnen der Stadt Sychar mit. Sie wird zur Botin des in Jesus gekommenen Messias, der als Jude rückgebunden an Israel bleibt.

Voraussetzung für eine vertiefte Auseinandersetzung Jugendlicher mit diesen Versen sind Kenntnisse, die vor der Beschäftigung mit dem Bibeltext vermittelt werden sollten. Dazu gehört das Wissen über Juden, Jüdinnen und SamaritanerInnen sowie unterschiedliche Messiaserwartungen zur Zeit Jesu.

Praktischer Vorschlag: Einteilung in Gruppen, in denen folgende Fragen erarbeitet werden.

- Was gehört zu eurer religiösen Tradition?
- Welche Feste feiert ihr? Was ist euch daran wichtig, was weniger wichtig?
- Kennt ihr andere religiöse Traditionen? Welche und was zeichnet diese aus?
- Gibt es deiner Meinung nach Orte, an denen Gott dir näher ist als an anderen? Welche sind das?

Wir lernen verschiedene Gruppen des Judentums kennen, die zur Zeit Jesu lebten und unterschiedliche Auffassungen darüber hatten, was für ihre jüdische Tradition wichtig ist.

Erzähltext: „Ein etwas ungewöhnliches Gespräch in Jerusalem“ (siehe im Anhang Arbeitsmaterial)

Arbeitet die unterschiedlichen Gruppen und ihre jeweiligen Anschauungen und Messiaserwartungen heraus.

Nach der Erarbeitung bilden sich zwei Gruppen. Die Gruppen bereiten sich auf ihre Rolle als Juden/Jüdinnen aus Juda und Galiläa beziehungsweise als SamaritanerInnen vor. Dabei sollen unterschiedliche Berufe, Alter, Zugehörigkeit zu einer der im Arbeitstext vorkommenden Gruppen zur Identifizierung gewählt werden.

Danach stellen sich die Jugendlichen in ihren gewählten Rollen einander kurz vor. Der Leiter/die Leiterin führt dann in den folgenden Ablauf¹ ein und beginnt mit der Hinführung zum biblischen Text. Während der Erzählung stellt sie/er einen Stuhl für Jesus hin, legt ein Tuch o.ä. für einen Brunnen auf einen Platz und stellt dann entsprechend einen Stuhl für die Samaritanerin auf, ein Trinkgefäß und einen Krug.

Jesus zieht auf seiner Reise von Judäa im Süden Palästinas nach Galiläa durch Samaria. Er kommt in die Nähe der Stadt Sychar, wo es einen Brunnen gibt, der nach dem Stammvater Jakob benannt wurde. Erschöpft von der Reise und der Hitze zur Mittagszeit setzt Jesus sich an den Brunnen. Da kommt eine Samaritanerin an diesen Brunnen, um Wasser zu holen. Jesus bittet sie, ihm etwas zu trinken zu geben. Die Frau ist erstaunt, dass er, ein Jude, von ihr, der Samaritanerin, etwas zu trinken verlangt, da Juden und SamaritanerInnen den Kontakt miteinander vermeiden. Aus dieser Bitte heraus entwickelt sich ein längeres Gespräch zwischen den beiden, das zunächst um das Wasser, dann um ihr Leben und dessen Sinn kreist.

Kurz bevor wir in dieses Gespräch einsteigen, hat Jesus der Frau am Brunnen gesagt, in welchen schwierigen Lebensverhältnissen sie lebt, obwohl er ihr zuvor nie begegnet ist. Sie führte wahrscheinlich mehrere Ehen (Kettenehen) hintereinander, lebt jedoch jetzt ohne den Schutz und die Absicherung, die eine Ehe in einer patriarchalen Gesellschaft bietet, mit einem Mann zusammen. Die Samaritanerin sieht sich in ihrer Lebenswahrheit von Jesus erkannt.

¹ Der Ablauf lehnt sich an die Methode des Bibliologs an (siehe auch unter www.wibilex.de Stichwort Bibliolog), unterscheidet sich aber in der Methode darin, dass die Rollen vorher vorbereitet und festgelegt wurden.

An dieser Stelle steigen wir in das Gespräch am Brunnen ein²:

Joh. 4

V. 19.20: Herr, ich sehe, dass du ein Prophet bist, sagte die Frau. Unsere Väter haben auf diesem Berge angebetet, und ihr sagt, in Jerusalem sei die Stätte, wo man anbeten soll.

Frage an die SamaritanerInnen: Wenn die Frau aus Samaria, nennen wir sie einmal Johanna, diesen Unterschied zwischen Samaritanern und Juden erwähnt, dann verbirgt sich darin womöglich auch eine Frage. Welche Frage habt ihr dazu?

Dieselbe Frage an die Juden aus Juda und Galiläa: Welche Frage habt ihr dazu?

Danke, ihr Menschen aus Samarien, Juda und Galiläa. Wir hören, wie Jesus Johanna antwortet.

V. 21: Jesus sagt zu ihr: Glaube mir, Frau, es kommt die Zeit, dass ihr weder auf diesem Berge noch in Jerusalem den Vater anbeten werdet. Ihr wisst nicht, was ihr anbetet; wir wissen aber, was wir anbeten; denn das Heil kommt von den Juden.

Menschen aus Samaria, die ihr Gott auf dem Berg Garizim anbetet: Wie findet ihr das, was Jesus sagt?

Menschen aus Juda und Galiläa, die ihr Gott in Jerusalem anbetet: Wie findet ihr das, was Jesus sagt?

Danke euch! Wir hören, was Jesus weiter sagt.

Aber es kommt die Zeit und ist schon jetzt, in der die wahren Anbeter den Vater anbeten werden im Geist und in der Wahrheit; denn auch der Vater will solche Anbeter haben. Gott ist Geist, und die ihn anbeten, die müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten.

Ihr Samaritaner und Samaritanerinnen, ihr Juden aus Juda und Galiläa: Welche Frage habt ihr an Jesus?

Dank euch Menschen aus Samaria und Juda und Galiläa.

Wir hören, wie Johanna die Rede Jesu aufnimmt.

V. 25: Die Frau sagt zu ihm: Ich weiß, dass der Messias kommt, der da Christus heißt. Wenn dieser kommt, wird er uns alles verkündigen.

² Ich nehme die Verse 28.29 für die Erarbeitung hinzu.

Juden und Jüdinnen aus Juda und Galiläa und ihr Menschen aus Samaria: Johanna setzt große Hoffnung in das Kommen des Messias. Teilt ihr diese Hoffnung? Was erhofft ihr euch vom Messias?

Danke, ihr Samaritanerinnen und Samaritaner, danke, ihr Juden und Jüdinnen. Wir hören, wie Jesus die Hoffnung Johannas aufnimmt.

V. 26 Jesus sagt zu ihr: Ich bin's, der mit dir redet.

V. 28.29.: Da ließ die Frau ihren Krug stehen und ging in die Stadt und spricht zu den Leuten: Kommt, seht einen Menschen, der mir alles gesagt hat, was ich getan habe, ob er nicht der Christus sei!

Danke, ihr SamaritanerInnen, Dank euch Juden und Jüdinnen aus Jerusalem. Danke, dass ihr diesen Menschen eure Stimme geliehen habt. Diese Menschen kehren nun wieder in die Erzählung zurück und wir hören die Geschichte nochmals im Ganzen. Vielleicht mögt ihr darauf achten, was euch dabei auffällt.

Lesen von V. 19–29

Nacharbeit

Was ist euch jetzt aufgefallen?

Wie ist es euch in den jeweiligen Rollen ergangen?

Was habt ihr durch diese Geschichte Neues erfahren?

Welche Fragen stellen sich euch?

Welche Rolle spielt die religiöse Tradition in diesem Gespräch zwischen Jesus und der Frau? Welche Bedeutung gibt Jesus den beiden Orten der Anbetung?

Das Heil kommt von den Juden, sagt Jesus damals zur Samaritanerin.

Worin besteht der Unterschied zur Situation heute, wenn wir als Christen diese Verse lesen? Wie können wir heute diesen Satz als Christen verstehen?

Sucht nach Hinweisen in der Ausstattung eurer Kirche, in Bildern, Liedtexten und Dokumenten eurer Kirche, die zum Ausdruck bringen, dass Jesus Jude war. Könnt ihr dort auch Hinweise auf V. 21: „Das Heil kommt von den Juden“ finden?

Macht Vorschläge, wie und wo in eurer Kirchengemeinde die Herkunft des christlichen Glaubens aus dem Judentum sichtbar gemacht werden könnte!

Material

Ein etwas ungewöhnliches Gespräch in Jerusalem³

„Heh, komm doch mal her!“ Der junge jüdische Mann blickt erschrocken von den Orangensäcken auf, die er gerade vor der Burg Antonia ablädt. Es ist ein Römer, der ihn da ruft, das sieht man gleich, denkt er sich. Dabei wirkt er gar nicht so unsympathisch.

„Wie heißt du?“, fragt der Römer. „Ich heiße Amos. Ich bin ein Kaufmann aus Jericho.“

„Ich habe dich schon öfter hier gesehen. Du belieferst uns schon lange. Deine Waren sind gut. Setz dich her! Ich heiße übrigens Claudius. Ein Becher, wie? Ach ja, ihr esst und trinkt ja nicht mit uns. Pass auf: Mein Chef, Pontius Pilatus, macht sich viele Gedanken, warum es mit euch Juden ständig Ärger gibt. Da wollte er euch einen Gefallen tun und Wasserleitungen bauen und ihr bedankt euch mit einem Aufstand!“

„Das hängt mit unserer Religion zusammen“, sagt Amos vorsichtig, „Das Geld für die Wasserleitungen stammte aus dem Tempelschatz.“

„Genau deshalb frage ich ja. Wir Römer sind berühmt für unsere Toleranz. Eure Religion ist uns egal. Was machen wir falsch? Mit den Sadduzäern in Jerusalem verstehen wir uns doch blendend! Die Priester können in Ruhe ihren Opferkult praktizieren und sie respektieren uns. Wir lassen dem Hohepriester freie Hand in Rechtsangelegenheiten – dieser Kaiphas, ein tüchtiger Mann!“

„Wir Juden sind nicht alle gleich“, erklärt Amos, „genauso wenig wie ihr Römer. Bauern leben anders als Städter, Galiläer anders als Judäer. Auch die Religion wird unterschiedlich praktiziert. Also ich zum Beispiel, ich stamme aus einer pharisäischen Familie. Wir Pharisäer bemühen uns, den Alltag zu heiligen und so gut wie möglich nach den Geboten zu leben. Wir befolgen zum Beispiel die Speisegebote und vermeiden am Schabbat jede Arbeit.“

„Ihr sondert euch ab! Ihr wollt nichts mit uns zu tun haben!“ Amos schweigt. Irgendwie hat Claudius ja recht. Er versucht abzulenken. „Wir sind friedliche Leute. Niemals würden wir einer Fliege etwas zuleide tun. Wir sind keine Zeloten!“

„Diese Terroristen!“, sagt Claudius scharf, „wir werden sie alle ans Kreuz schlagen!“

³ Verfasst von Sabine Maurer in Anlehnung an den Text „Vor der Burg Antonia“ aus dem evangelischen Religionsbuch für Gymnasien „Ortwechsel in Bewegung 6“, S. 36. Hgg. und verfasst von Sebastian Görnitz-Rückert, Erika Behrendt, Ingrid Grill-Ahorniger, Andrea Rückert, Peter Samhammer. Claudius Verlag München 2008.

„Eure Demütigungen hält eben nicht jeder aus. Gewalt provoziert Gegengewalt!“, entgegnet Amos – hat er zu viel gesagt? Claudius darf auf keinen Fall wissen, dass Amos' Bruder Barabbas sich den Widerstandskämpfern in den jüdischen Bergen angeschlossen hat.

Doch Claudius spricht schon weiter: „Was seid ihr für ein merkwürdiges Volk. Nie zufrieden. Hier ein Messias, dort ein Heilsbringer. Warum findet ihr euch nicht mal ab und genießt das Leben? Und dann die Samaritaner mit ihrem eigenen Heiligtum auf dem Berg Garizim! Wieso könnt ihr euch nicht auf etwas Gemeinsames einigen?“

„Ach, das mit den Samaritanern, das ist eine längere Geschichte. Allerdings solltest du schon wissen, dass der Tempel auf dem Garizim vor über hundert Jahren vom hasmonäischen Herrscher Johannes Hyrkanus zerstört wurde.“

„Aber verehren sie dort nicht immer noch ihren Gott?“ „Ja, aber ohne ein Heiligtum zu haben. Und übrigens ist es derselbe Gott, den auch wir verehren.“

„Gehören die Samaritaner dann noch zu euch, dem Volk Israel?“

„Das ist nicht ganz einfach zu beantworten. Die meisten denken, dass die Samaritaner zwar zum Volk Israel gehören, aber keine richtigen Juden sind, weil sie sich früher mit den Assyrern vermischt haben. Aber andererseits haben sie wie wir auch die Tora als heilige Schrift und beten – wie gesagt – zu demselben Gott. Trotzdem: Was soll man davon halten, dass sie weder die Prophetenbücher noch die übrigen Schriften anerkennen? Irgendwie sind sie in ihrer Gotteserkenntnis stehen geblieben“, ereifert sich Amos.

„Also das geht mir jetzt zu sehr ins Detail! Sag mir lieber, was es mit dem Messias auf sich hat. Das Wort höre ich nämlich immer wieder.“

Amos' Augen leuchten. „Der Friedenskönig! Die Propheten haben es versprochen!“

„Also so eine Art neuer David, von dem hört man ja auch häufig reden!“

„Genau, ein neuer David, der Recht und Gerechtigkeit bringen wird.“

Claudius schaut ihn kritisch an. „Wie meinst du das?“ Hat er das als Kritik an der Herrschaft der Römer verstanden? Amos erklärt schnell weiter:

„Aber auch da haben wir ganz verschiedene Vorstellungen: Manche warten nicht nur auf einen König, sondern auch auf einen Hohepriester als Messias. Und weil wir gerade von den Samaritanern gesprochen haben: Sie hoffen auf einen neuen Propheten Mose als Messias.“

„Und die Zeloten, die haben sicher radikale Vorstellungen, bei ihnen ist

der Messias sicher eine Art Rebellenführer?", vermutet Claudius.

„Da hast du nicht ganz unrecht. Wir Pharisäer aber glauben nicht, dass er Waffen nötig hat! Wann er kommt, hängt davon ab, wie gut wir Gottes Gebote einhalten.“

„Verrückt!“, murmelt Claudius. Er steht auf. „Das Gespräch mit dir war nicht uninteressant. Manches verstehe ich jetzt besser. Vielleicht können wir das Gespräch gelegentlich fortsetzen. Mein Verwalter soll dir jedenfalls deine Orangen gut bezahlen!“

Die Samaritaner oder Samariter sind eine Bevölkerungsgruppe, die nach der Stadt und dem Landstrich Samaria im Norden des damaligen Palästinas benannt ist. Zwischen ihnen und den übrigen Juden, die zur Zeit Jesu in Galiläa und Juda lebten, herrschten Feindschaft und Misstrauen. Denn die Samaritaner galten als Mischvolk mit assyrischem Einfluss und sie hatten andere religiöse Bräuche. Sie glaubten zwar an denselben Gott wie die übrigen Juden, erkannten aber nur die fünf Bücher Mose als heilige Schrift an und errichteten einen eigenen Tempel auf dem Berg Garizim in der persischen Zeit. 129/128 v. Chr. zerstörte der hasmonäische Herrscher und Hohepriester Johannes Hyrkanos den Tempel auf dem Garizim, womit die endgültige Trennung von Samaritanern und Juden besiegelt wurde. Für die Samaritaner blieb der Berg Garizim die richtige Anbetungsstätte Gottes, bis heute. Die übrigen Juden verehrten zur Zeit Jesu Gott im Tempel von Jerusalem. Bei Abfassung des Johannesevangeliums war der Tempel schon zerstört, dennoch blieb Jerusalem der bevorzugte Ort der Anbetung Gottes.

Ausführlichere Informationen zu den Samaritanern siehe unter www.wibilex.de

Impuls für die Arbeit mit Erwachsenen in der Gemeinde



Die Skulptur *The water of life – Das Wasser des Lebens* – von Stephen Broadbent (geb. 1961 in Wroughton, England) befindet sich im Garten des Kreuzgangs der Chester Cathedral of Christ and the Blessed Virgin Mary in Chester/England.

Die Aufschrift des Brunnens aus Joh 4,14b lautet:

Jesus said the water that I shall give will be an inner spring always welling up to eternal life.

Jesus sagte: Das Wasser, das ich ihm geben werde, das wird in ihm eine Quelle des Wassers werden, das in das ewige Leben quillt. (LÜ)

Jesus sagte: Ich gebe ihm Wasser, das in ihm zu einer Quelle wird, die bis ins ewige Leben

weetersprudelt. (GN)

Jesus sagte: Das Wasser, das ich ihm geben werde, das wird in ihm zu einer Quelle werden, deren Wasser ins ewige Leben sprudelt. (Zürcher Ü)

Jesus sagte: Das Wasser, das ich ihnen geben werde, wird in ihnen zu einer Quelle sprudelnden Wassers für das ewige Leben werden. (BigS)

Vorgehen

Ein Foto des Brunnens auf ein großes Packpapier kleben, sodass rundherum Platz bleibt. Schriftzug um die Skulptur (Jesus said the water ...) sollte nicht erkennbar sein.

Arbeitsauftrag an alle Beteiligten: Was fällt Ihnen zu der Skulptur ein? Schreiben Sie so viele Wörter und Sätze wie möglich rund um das Foto!

Was erzählt diese Brunnenskulptur?

Information: Die Skulptur veranschaulicht einen Vers aus einer biblischen Geschichte. Welchen?

Vers (Joh. 4, 14b) in Deutsch (und in Englisch) groß geschrieben vorbereitet austeilten. Einen Streifen mit Bibelvers auf dem Foto mit Brunnen direkt

befestigen. Spontane Äußerungen.
Wie beurteilen Sie die Umsetzung des Bibelverses durch den Künstler/die Künstlerin? Beziehen Sie bei Ihren Überlegungen die Umgebung mit ein!

Lesen Sie:

Jer 2,13; Jer 17, 13; Ps 36, 9 f.; Ps 87,7:

Gott – Quelle des lebendigen Wassers

Jes 58,11: Das Volk Israel ist wie eine Quelle

Sir 24,23–34; Jes 55,1 ff.; Spr 13,14: Die Tora ist wie ein Fluss

Ps 1, 2 f.: Wer sich an die Weisung des Herrn hält, ist wie ein Baum an Wasserbächen gepflanzt

Ps 87,7 f.: Der Mensch, der auf Gott vertraut, ist wie ein Baum am Wasser gepflanzt

Spr 20, 5: Pläne eines Menschen sind wie tiefe Wasser



Finden Sie jeweils heraus, wer oder was in welcher Weise in Verbindung mit dem Wasser gebracht wird.

Setzen Sie diese Verse in Beziehung zu der Aussage Jesu in Joh.4, 14!

Jesus stellt sich mit seiner Aussage in Joh.4,14 in die Tradition der hebräischen Bibel. Was bedeutet das? Wie sieht er sich selber?

Kommen Sie nochmals auf die Skulptur zurück. Welche zusätzlichen Aspekte sehen Sie jetzt in dieser Darstellung? Versuchen Sie auf der Grundlage des bisher Erarbeiteten eine Gesamtbewertung der Skulptur. Halten Sie diese auf Plakatpapier neben dem Foto fest!

Impuls für die Arbeit mit Erwachsenen

Das Heil kommt von den Juden

Vorbereitung für den Gemeindeabend:

- Stuhlkreis
- Biblischer Text (besser: Bibeln)
- zwei Informationsplakate (oder: per Beamer an die Wand geworfen)
- eine Landkarte von dem alten Israel (oder: per Beamer an die Wand)

Plakat 1:

„... unsere Väter haben auf diesem Berg (Garizim) angebetet ...“ (Joh 4,20)
Die Samaritaner sehen allein den Pentateuch (die 5 Bücher Mose) als Heilige Schrift an.

Sie erhielten vom Statthalter von Samaria 332 v. Chr. von Alexander dem Großen die Genehmigung für den Bau eines eigenen Tempels auf dem Berg Garizim (so berichtet Josephus). Damit war die kultische Trennung von den Juden in anderen Landesteilen besiegelt. Das Festhalten an der Heiligkeit des Garizim ist somit der einzige Fall, bei dem es keine auch nur partielle Übereinstimmung zwischen den Samaritanern und irgendeiner der zahlreichen anderen Gruppen des zeitgenössischen Judentums gibt. Nachdem unter dem Hasmonäer Johannes Hyrkan samaritanische Siedlungen auf dem Garizim zerstört wurden (um 111/110 v. Chr.), ist nicht sicher, welche Gebäude sich zu neutestamentlicher Zeit auf dem Garizim befanden. Sicher ist nur, dass er weiterhin als heilige Stätte angesehen wurde.

Plakat 2

„... denn die Juden haben keine Gemeinschaft mit den Samaritanern ... „ (Joh 4,9)

Der Umgang mit Samaritanern ist durch zweierlei erschwert: Zum einen wird das kultische Geschehen auf dem Garizim aus jüdischer Perspektive als Götzendienst angesehen, zum anderen werden Reinheitsvorschriften unterschiedlich verstanden.

Diejenigen unter den Juden (aber nicht alle Juden!), die mit Sorgfalt die Reinheitsvorschriften nach ihrem Verständnis einhalten wollten, mussten im Kontakt mit Samaritanern vorsichtig sein, um sich nicht kultisch zu verunreinigen.

Unterschiedliche Auslegung bei Samaritanern und Juden können dazu geführt haben, dass die reinen und unreinen Tage bei Frauen hinsichtlich ihrer Menstruation verschieden bestimmt wurden. Wer also eine strikte Einhaltung der Reinheitsvorschriften anstrebt, kann von einer samaritanischen Frau kein Schöpfgefäß annehmen, durch welches Unreinheit weitergegeben werden kann.

Damit ist Jesu Bitte um Wasser aus dem Schöpfgefäß einer samaritanischen Frau ein Affront gegen solche Auffassungen.

Lied:

Die Teilnehmenden beginnen den Gemeindeabend mit dem Lied „Lobt Gott den Herrn, ihr Heiden all ... Denn seine groß Barmherzigkeit tut über uns stets walten ...“ (EG 293).

Bibel-Teilen

Die Teilnehmer sitzen im Stuhlkreis. Der Bibelabschnitt liegt in einer Kopie auf jedem Platz. Um dem Bibelwort selbst Raum zu geben, eignet sich zum Einstieg die Methode des Bibel-Teilens. Das hilft auch, nicht vorschnell über den Abschnitt zu reden, sondern ihn selbst sprechen zu lassen, sich ansprechen zu lassen und einen eigenen Ort in dem Text einzunehmen.

Der Abschnitt wird aus der Luther-Übersetzung und eventuell einer weiteren Übersetzung vorgelesen. Anschließend können die Teilnehmer einzelne Sätze oder Worte wiederholen, Sätze, Worte, die einem besonders wichtig erscheinen, die rätselhaft sind, die schön sind etc. Selbstverständlich kann ein Teilnehmer den Vers, das Wort wiederholen, den beziehungsweise das ein anderer bereits gesagt hat. Interessant ist, zu beobachten, wie Worte und Verse betont werden, ob sie laut oder leise artikuliert werden. Wichtig ist, auch Schweigen auszuhalten und das Bibel-Teilen nicht vorschnell abubrechen.

Gespräch mit dem Text

Die Leitungsperson gibt wenige Informationen – entweder mittels eines Hinweises auf die Plakate oder mittels einer Powerpoint-Präsentation.

Die Teilnehmenden erarbeiten in einem ersten Schritt Fragen zu dem Abschnitt. Die Leitungsperson sammelt diese auf einem Plakat.

Die Teilnehmenden versuchen gemeinsam Antworten zu suchen, unter Umständen mithilfe der Leitungsperson. Dabei sollte einerseits Jesu kri-

tische Haltung gegenüber der samaritanischen Vorstellung deutlich werden, andererseits seine differenzierte Haltung gegenüber dem Ort der Anbetung.

Es sollten dann folgende Fragen/Impulse in die Runde gegeben werden: Wenn Jesus sagt, „aber es kommt die Zeit und ist schon jetzt, in der die wahren Anbeter den Vater anbeten werden im Geist und in der Wahrheit“, und er zugleich sagt, „das Heil kommt von den Juden“, können Geist und Wahrheit nicht israelvergessen gemeint sein. Wie können diese Aussagen zusammenpassen?

Zu Beginn des Abschnitts nennt die samaritanische Frau Jesus einen Propheten, am Ende bringt sie die Rede auf den Messias und Jesus sagt, dass er der Messias sei. Was behauptet der Text als Unterschied zwischen einem Propheten und einem Messias? Und: wie bleibt der Messias verbunden mit Israel?

Eventuell dann noch weiterführend: Die verschiedenen Kirchenverfassungen betonen in unterschiedlicher Weise die bleibende Verbundenheit mit dem Judentum. Wie könnte und sollte diese Gestalt gewinnen, ohne dass wir Christen Juden vereinnahmen oder geschichtlich hinter das zurückgehen, was geworden ist: nämlich die Unterschiedenheit von Judentum und Christentum?

Als Abschluss singen die Teilnehmenden noch einmal „Lobt Gott den Herrn, ihr Heiden all ... (EG293).

Der Israelsonntag

Barbara
Eberhardt

Was während des gesamten Kirchenjahres immer wieder aufleuchtet, wird in den evangelischen Kirchen einmal im Jahr explizit zum Thema gemacht: die Verbundenheit von Christen und Juden. Am Israelsonntag, dem 10. Sonntag nach dem Trinitatisfest, denken evangelische Christinnen und Christen an Israel als das von Gott bleibend erwählte Volk, an Gemeinsamkeiten von Christen und Juden und an die komplexe, vielfach mit Schuld beladene Geschichte der Kirchen im Umgang mit den jüdischen Gemeinden und dem Judentum.

Die Entwicklung des Israelsonntags zeigt die Problematik der Geschichte der Kirche in ihrem Verhältnis zum Judentum: Seit dem 16. Jahrhundert wurde der 10. Sonntag nach Trinitatis als Gedenktag der Zerstörung Jerusalems gefeiert, im 19. Jahrhundert warb und sammelte man an diesem Tag für die Mission unter Jüdinnen und Juden.

Das intensive theologische Nachdenken in den letzten Jahrzehnten trug Früchte und führte in den evangelischen Kirchen zu einer neuen Verhältnisbestimmung gegenüber dem Judentum. Die EKD gab in den Jahren 1975, 1991 und 2000 Studien dazu heraus. Seit dem Synodalbeschluss der Evangelischen Kirche im Rheinland 1980 verabschiedete jede Landeskirche – mit Ausnahme der neu fusionierten Kirchen – eine Erklärung zum Thema Christen und Juden. Die Mehrzahl der Mitgliedskirchen der EKD hat zudem eine entsprechende Passage in ihre Grundordnung bzw. Verfassung eingefügt.

Auch der Israelsonntag erhielt eine neue Ausrichtung. Die Treue Gottes zu seinem Volk Israel, wie sie Paulus im Römerbrief vehement betont, gibt Christinnen und Christen Grund zur Dankbarkeit und zur Erinnerung an das, was sie mit den jüdischen Geschwistern gemeinsam haben: das Vertrauen auf den einen Gott, das von der Liebe bestimmte Verhalten zu unseren Mitmenschen und die Hoffnung auf eine durch Gott bestimmte Zukunft.

Die Autoren und Autorinnen

Barbara Eberhardt ist Pfarrerin der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern. Von 2007 bis 2012 war sie Theologische Referentin von Begegnung von Christen und Juden in Bayern (BCJ.Bayern). Sie studierte Evangelische Theologie, Mathematik, Physik und Judaistik in Erlangen, Berlin und Jerusalem. Nach Referendariat und Vikariat war sie fünf Jahre lang hauptamtlich im Projekt Synagogen-Gedenkband Bayern tätig.

Sylvia Bukowski ist als Pfarrerin im „Un-Ruhestand“ derzeit als Dozentin an verschiedenen theologischen Seminaren in Partnerkirchen der Ökumene unterwegs. Sie studierte amerikanische Literatur in St. Olaf, Minnesota (USA), sowie evangelische Theologie und Sozialpädagogik in Bonn und Berlin. Von 1977 bis 2011 war sie Gemeindepfarrerin in Wuppertal. Trägerin des Predigtpreises 2006.

Dr. Jochen Denker ist seit dem Jahr 2000 Pfarrer der Evangelisch-Reformierten Gemeinde Ronsdorf. Er studierte in Wuppertal, Tübingen und Bochum evangelische Theologie und promovierte mit einer Arbeit über die Theologie Karl Barths und die Theologie des Johannesprologs. Seit 2011 ist er Synodalassessor im Kirchenkreis Wuppertal.

David Freund, Großneffe des Hannoverschen Landesrabbiners Samuel Freund, ist in Südafrika geboren, studierte Kunst in Kapstadt, München, Berlin und London. Er lehrte Kunst und Film in verschiedenen Institutionen (Schule, Erwachsenenbildung, Universität). Zugleich war und ist David Freund in Projekten engagiert, die sich bemühen, Brücken zu bauen, sei es zwischen Weißen und Schwarzen oder Juden und Christen. Seit vielen Jahren nimmt er an der Internationalen Jüdisch-Christlichen Bibelwoche in Ohrbeck teil.

Dr. Volker Haarmann ist Landespfarrer für christlich-jüdischen Dialog der Evangelischen Kirche im Rheinland. Er studierte Evangelische Theologie und absolvierte einen M.A. in Jüdischen Studien in Heidelberg, Jerusalem, Tübingen und Cambridge/USA. In seiner Dissertation beschäftigte er sich mit „JHWH-Verehrern der Völker“ in alttestamentlicher Überlieferung.

Shmuel Herr hat an der Hebräischen Universität Talmud und Klassische

Studien absolviert und lehrt derzeit als Dozent für rabbinische Literatur am Shalom Hartman Institut in Jerusalem.

Mag. Sabine Maurer ist Lehrerin für das Fach evangelische Religion an Allgemeinen Pflichtschulen und Allgemein Höheren Schulen in der Steiermark. Sie ist Delegierte der Evangelischen Superintendentur A.B. Steiermark für den christlich-jüdischen Dialog und Vorsitzende des Grazer Komitees für christlich-jüdische Zusammenarbeit.

Hans-Jürgen Müller ist Pfarrer in Aschau. Er ist seit vielen Jahren im christlich-jüdischen Dialog engagiert, zunächst als Studienleiter von Begegnung-Christen und Juden. Bayern und heute als 2. Vorsitzender des Vereins.

Prof. Dr. Ursula Rudnick ist Beauftragte der Ev.-luth. Landeskirche Hannovers für Kirche und Judentum. Sie studierte Theologie und Judaistik, u.a. in Jerusalem und New York, wo sie am Jewish Theological Seminary of America promovierte. In ihrer Habilitation beschäftigt sie sich mit Judentum als Thema zeitgenössischer protestantischer kirchlicher Bildungsarbeit.

Dr. Johannes Wachowski ist Pfarrer in Wernsbach und Öffentlichkeitsreferent im Dekanat Ansbach. Er ist Vorsitzender von Begegnung von Christen und Juden in Bayern, Leiter des Initiativkreises zur Woche der Brüderlichkeit der Stadt Ansbach und leitet den Verlag von Studium in Israel. Er studierte 1990/91 und 1996/97 in Israel und schrieb seine Dissertation zum Thema Die Leviten lesen. Zur liturgischen Präsenz des Buches Leviticus im Judentum und im Christentum.

